

## 16. Sonntag im Jahreskreis (Jahr A)

St. Pantaleon, 20.07.2008

Liebe Schwestern und Brüder,

das Gleichnis, das die Liturgie unserer Kirche uns heute zur Betrachtung soeben vorgelegt hat, ist zweifellos – Sie werden mir sicherlich recht geben - ein sehr schönes. Jesus Christus bedient sich dieses Gleichnisses, um uns über eines der ernsthaftesten Probleme unserer Welt aufzuklären, nämlich über das Geheimnis des Guten und Bösen in unserer Welt. Woher das Böse kommt – das war das Thema unserer Predigt am vergangenen Sonntag; heute belehrt uns der Herr über ein damit eng verwandtes Thema, nämlich über den persönlichen Umgang des Menschen mit dem Guten und Bösen, die er in sich selber wie auch in den anderen Menschen spürt, bzw. erfährt. Lasst uns also hören, was der Herr uns darüber sagt.

„Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Mann, der guten Samen auf seinem Acker säte“ (Mt 13, 24). Mit diesem wirklich wunderschönen Bild beginnt Jesus die Erzählung des Gleichnisses und führt uns an der Hand in eine wunderbare Welt hinein, in der die verwendeten Bilder mit einemmal Sprachrohr tieferliegender Realitäten werden. So wird uns auf der Stelle klar, dass der Sämann zu säen ausgegangen war, weil er aus den Feldern blühende Landschaften machen wollte. Deshalb ging er frohgemut aus dem Haus und warf beschwingt die Samenkörner weitherzig in die Höhe aus. Der Sämann – der offensichtlich Gott selber ist - , ist also ein guter Sämann, der ersichtlich nur das Gute will und obendrein großzügig ist. Er liebt seinen Acker, und wollte ihn deshalb schön geschmückt und prächtig blühend sehen. Der Acker sind wir, Sie und ich, meine lieben Schwestern und Brüder. Und weil wir der Acker sind, sind die göttlichen Samenkörner auf uns reichlich gefallen, auf einen jeden von uns. Die Samenkörner – das sind die positiven Eigenschaften und die zahlreichen Gnaden, die wir ohne irgendein Zutun unsererseits von oben umsonst bekommen haben. Weil die göttlichen Samenkörner ausnahmslos auf jeden Menschen gefallen sind, trägt jeder Mensch in sich Gutes und Positives. Das heißt im Klartext: jeder Mensch hat positive Seiten! Jeder Mensch trägt in sich - und sei es auch nur tief verborgen - , zumindest einen Keim des Guten. Kein einziger Mensch ist absolut böse. Thomas von Aquin, der große Theologe unserer Kirche, drückte diese eminent wichtige Erkenntnis mit folgender fürwahr einprägsamen Formulierung aus: „*Gutes ohne Böses kann es geben, Böses ohne Gutes nicht*“. Diese Erkenntnis, meine lieben Schwestern und Brüder, ist für die Gestaltung unserer zwischenmenschlichen Beziehungen von enorm großer Tragweite. Und es ist nun, als

flüsterte Jesus uns in dieser Stunde ins Ohr: „*Such in deinen Mitmenschsehn, mit denen du eng zu tun hast, das Positive, das ich in ihnen eingepflanzt habe! Dann wirst du Friedenstifter sein, und an dem Ort, wo du bist, wird die Sonne scheinen*“. Das leuchtet uns auf Antrieb ein, denn, wer das Positive im Gegenüber sucht und sich nicht gleich auf seine negativen Seiten stürzt, der hat gute Chancen, sich mit ihm zu verstehen, bzw. es mit ihm nicht zu einer großen Eskalation kommen zu lassen. Diese Haltung der Friedfertigkeit und des Positivdenkens hat Jesus uns augenfällig vorgelebt. Als er mit der Frau am Jakobsbrunnen sprach, erwähnte er nicht gleich den Umstand, dass sie - sage und schreibe - fünf Männer gehabt hatte, und dass der Mann, den sie nun hatte, nämlich der sechste, auch nicht ihr Mann war. Jesus spricht zunächst über angeblich Nebensächliches und auf keinen Fall Verletzendes. Hätte er das nicht getan, würde die Frau sich innerlich ganz gesperrt haben, und Jesus hätte sie gar nicht gewinnen können. Denn wir Menschen reagieren gereizt auf Unfreundlichkeit und sperren uns gegenüber den Unfreundlichen. Weil Jesus nicht gleich das Negative ansprach, konnte sich die Frau ihm gegenüber öffnen und wurde im Laufe des Gespräches immer verständiger, bis sie Jesus schließlich von ihrem Problem erzählte. Die Frau ließ sich helfen und wurde so zu einer Jüngerin Jesu Christi. So lernen wir direkt vom Herrn, im Umgang mit den Nächsten – etwa mit dem Ehepartner, mit den Kollegen, mit den Nachbarn, etc. - , nicht gleich das Negative aufzutischen, sondern lieber Positives oder zumindest nicht Negatives suchen und ansprechen. Das ist die Methode, die Jesus uns beigebracht hat, um in Frieden und Harmonie mit unseren Gegenübern zu leben. Der hl. Josefmaria Escrivá hat diese Haltung in seinem Buch „*Der Weg*“ mit folgenden Worten treffend beschrieben: „*Übe keine negative Kritik. Wenn du nicht loben kannst, dann schweige*“ (Weg 443).

Die Frau am Jakobsbrunnen fühlte sich von Jesus also gut behandelt und spürte, dass der Herr sie ernst nahm, dass er ihr Gutes gönnte. Und das ist eben der Punkt, an dem die Friedensicherung im Umgang mit den Mitmenschen ansetzt. Wer seinem Nächsten zeigt, dass er an ihn glaubt, wird bald bei ihm einen Stein im Brett haben. Und erst dann wird dieser bereit sein, das Negative, das er hat, sein zu lassen, bzw. es ernsthaft zu versuchen. Das war das große Geheimnis, warum so viele Jugendlichen Johannes Paul II. folgten und ihn liebten, auch wenn er von ihnen vieles verlangte. Sie haben gespürt, dass der Papst an sie glaubte. Und sie honorierten es mit einer herzlichen Anhänglichkeit, die in der Geschichte der Kirche und der Gesellschaft ohnegleichen ist. Dabei hatte sich Johannes Paul II. eigentlich nur von einem Wort des hl. Paulus inspirieren lassen, nämlich „die Wahrheit muss man mit Liebe tun“ (vgl. Eph 4, 15). Die Haltung des Elefanten im Porzellanladen ist mit Sicherheit keine christliche Haltung. Wohl aber die Haltung der Feinfühligkeit. Und deshalb bemühen wir uns,

das Positive in den anderen zu sehen und ihnen zu zeigen, dass wir ihre positiven Eigenschaften wohl erkannt haben und sie schätzen.

Und wie können wir es ihnen zeigen? Z. B. indem wir sie loben. Ja, meine lieben Schwestern und Brüder, Sie haben es richtig gehört: wir müssen mehr loben. Der Lob im Umgang miteinander wird in unseren Breiten, auch und gerade in der Ehe, leider all zu selten geübt. Und das ist sicher nicht gut, denn – vergessen Sie das Wort des Thomas von Aquin bitte nicht: *„Böses ohne Gutes gibt es nicht“*. Ihr Partner tut manches, das mit Sicherheit des Lobes würdig ist. Ich darf Sie fragen: Wann haben Sie Ihre Frau zuletzt gelobt? Und Sie, wann haben Sie Ihren Mann zum letzten Mal gelobt? Loben ist keine Schmeichelei, sondern ein Tribut an der Wahrheit der Person. Denn jeder Mensch hat offenkundig positive Eigenschaften und das Lob ist die Anerkennung dieser guten Eigenschaften. Wer lobt, spricht die Wahrheit des Gegenübers aus und ehrt im Grunde Gott, von dem alles Gute im Menschen kommt. Eins steht auf jeden Fall fest: für das Leben in Gemeinschaft, d. h. in Familie, Beruf und Gesellschaft, ist die positive Haltung im Umgang mit den Mitmenschen, ist die Haltung des zumindest gelegentlichen Lobes, unabdingbar notwendig für die Schaffung einer friedlichen, und deshalb christlichen Atmosphäre. Darum sollen wir mit Lob und Anerkennung nicht geizig umgehen. Es ist eine Erfahrungstatsache: wer jemanden lobt, führt auf der Stelle ein gutes Klima in der Beziehung herbei. Denken Sie bitte darüber nach.

Vielleicht sagt mir der eine oder andere: schön und gut, aber: was tun, wenn ich in meinem Nächsten gar nichts Positives erkenne? Man müsste mit einer Lupe an ihn herangehen, um evtl. etwas Positives bei ihm finden zu können. Jawohl! Das ist es eben, was man in solchen Fällen tun soll: mit der Lupe an diesen Menschen herangehen! Dazu sind die Lupen ja da. Die Lupe, meine lieben Schwestern und Brüder, ist die Sicht Gottes über diesen Menschen. Und es ist ohne Frage, dass der göttliche Sämann auch auf diesem Menschen manche positive Eigenschaften hat fallen lassen. Ja! werden Sie mir vielleicht erwidern, es mag sein, doch die negativen Eigenschaften meiner Nächsten sind so groß und augenfällig, dass sie das eventuell Positive ganz in den Schatten stellen. Und noch eins: mein Mann, meine Frau, meine Kinder, meine Nachbarn, meine Kollegen sind trotz meiner Mühe, in ihnen Positives zu sehen, nach wie vor furchtbare Egoisten. Sie denken nur an das eigene, verlangen nur, geben aber nichts oder kaum etwas. Was nun? Was soll ich tun? Hören Sie, meine lieben Schwestern und Brüder, was der Herr uns im heutigen Gleichnis mitteilt: *„Als die Saat aufging und sich die Ähren bildeten, kam auch das Unkraut zum Vorschein“* (Mt 13, 26). Die Feldarbeiter sind entsetzt, sie laufen zum Gutsherrn und fragen ihn: Sollen wir hingehen und das Unkraut ausreißen? (Vgl. Mt 13, 28). Die Antwort des Gutsherrn mag verblüffen. *„Nein“*, sagt er,

„Lasst beides wachsen bis zur Ernte“ (Mt 13, 29 und 30). Das ist aber erstaunlich, nicht wahr? Meine liebe Schwestern und Brüder, wissen Sie, warum Jesus dies so gesagt hat? Weil es eine Erfahrungstatsache ist, dass, selbst wenn unsere Nächsten sich nach Kräften bemühen, tatsächlich besser zu werden, sie niemals ganz ohne Fehler da sein werden. Und wir sind dann mit diesen Fehlern, egal wie groß, wie tief und wie häufig sie sind, bzw. vorkommen - ständig konfrontiert. Denn den perfekten Mensch gibt es auf Erden nicht. Vielleicht schafft es der Choleriker einige Tage in der Woche seine Zornausbrüche zu besänftigen, bzw. sie immer mehr zu reduzieren, doch es ist nicht auszuschließen, dass er bis zu seinem Tode im Grunde ein Choleriker bleibt, zwar ein „besänftigter Choleriker“, aber doch ein Choleriker. Und genauso ist es mit allen anderen menschlichen Defekten. Das ist das Unkraut, das zusammen mit dem Weizen wächst. Und warum sollen beide zusammen wachsen, Weizen und Unkraut? Warum will Gott, dass wir uns mit den Fehlern unserer Lieben plagen? Das sage ich Ihnen gerne, meine lieben Schwestern und Brüder. Er will es, damit wir in der Begegnung mit den Fehlern der anderen in unserer persönlichen Verbindung mit Gott wachsen. Ist das nicht einfach großartig? Wer hätte das gedacht, nicht wahr? Ein kleines Beispiel zur Erläuterung dieses unheimlich wichtigen Vorgangs sei mir noch gerade erlaubt: nehmen wir an, ein Ehepartner benimmt sich wieder einmal so egoistisch, dass der andere zu recht Unmut und Ärger in seinem Inneren aufsteigen spürt. Er hat dann zwei Möglichkeiten: Entweder entlädt er seinen Unmut, schimpft, wird laut, vergiftet die Atmosphäre, oder aber er fährt den inneren Blitzableiter des Gebetes aus und sagt Gott, der in seinem Inneren wohnt, so etwas wie: „Jesus, ich könnte jetzt platzen, und es wäre sicher nicht ungerecht, doch aus Liebe zu dir, schweige ich, beruhige ich mich und versuche sogar zu lächeln“. Wer so tut, meine lieben Schwestern und Brüder, der ist sehr nah bei Gott, er wächst in der Liebe zu Gott, wird menschlich vollkommener, spart sich die Belastung des Ärgers und wird dadurch heilig. Und das ist es, was Gott von uns will, dass wir heilig werden, d. h. immer intensiver den Umgang mit Gott pflegen. So gesehen, ist das Unkraut, d. h. die Fehler des Nächsten, ein Mittel, um den Kontakt mit Gott zu aktivieren und in der Tugend zu wachsen. Was sagen Sie dazu? Ist das nicht etwas ganz Großartiges? Wer das verstanden hat, hat Wesentliches verstanden. Eine verheiratete Frau, die die Gabe des Humors besaß, sagte einmal zu ihrem entzürnten Ehemann: „Du, mein Schatz und Heiligmacher“. Das verstand die Frau erst in den reiferen Jahren ihrer Ehe, nämlich dass ihr Mann ihr gerade durch seine Fehler hilft, zu Gott immer näher zu kommen, also doch ihr Heiligmacher ist. Das gilt natürlich genauso umgekehrt: auch die Frau kann die Heiligmacherin des Mannes sein. Und das gilt selbstverständlich auch im Zusammenhang mit allen erdenklichen

zwischenmenschlichen Beziehung. An der Konfrontation mit den negativen Seiten unserer Mitmenschen kann und soll unsere persönliche Verbindung mit Gott nämlich wachsen. Und das ist der Grund, warum Gott das Unkraut nicht ausreißen lässt.